

Der ehemalige zürcherische Bauerngarten [Schluss folgt]

Autor(en): **Binder, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1920-1921)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der ehemalige zürcherische Bauerngarten.

Von Gottlieb Binder.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerszeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Paul Gerhardt.

Der ehemalige zürcherische Bauerngarten verdankte sein Dasein einer altväterlich behaglichen, wurzelecht mit der Heimat verbundenen Lebensauffassung unserer Vorfahren. Mit dem Zeitalter der Eisenbahnen, des Telegraphen und Telephons, mit der starken Vermehrung der Bevölkerung und der damit zusammenhängenden Verschärfung des Existenzkampfes, verschwand aber größtenteils die Gemächlichkeit und hiedermeyrische Behaglichkeit, deren sich unsere Vorfahren noch vor wenigen Jahrzehnten erfreuten. Das Hasten und Sagen nach materiellen Gütern hatte eine Verflachung des Familiensinnes zur Folge; die ererbten, als Andenken an Eltern und Großeltern freundlich gehegten Blumen gingen allmählich ab; der Sinn für die stille Poesie des Blumen Gartens, in welchem sich ehemals eine dem Volk selbst unbewußte, feine Naturempfindung aussprach, schwand. Wohl trifft man auf den Dörfern heute noch zahlreiche Blumengärten; aber in ihrer Pflege sowohl als in ihrem Aussehen hat sich ein starker Wandel vollzogen. Selten bemerkt man

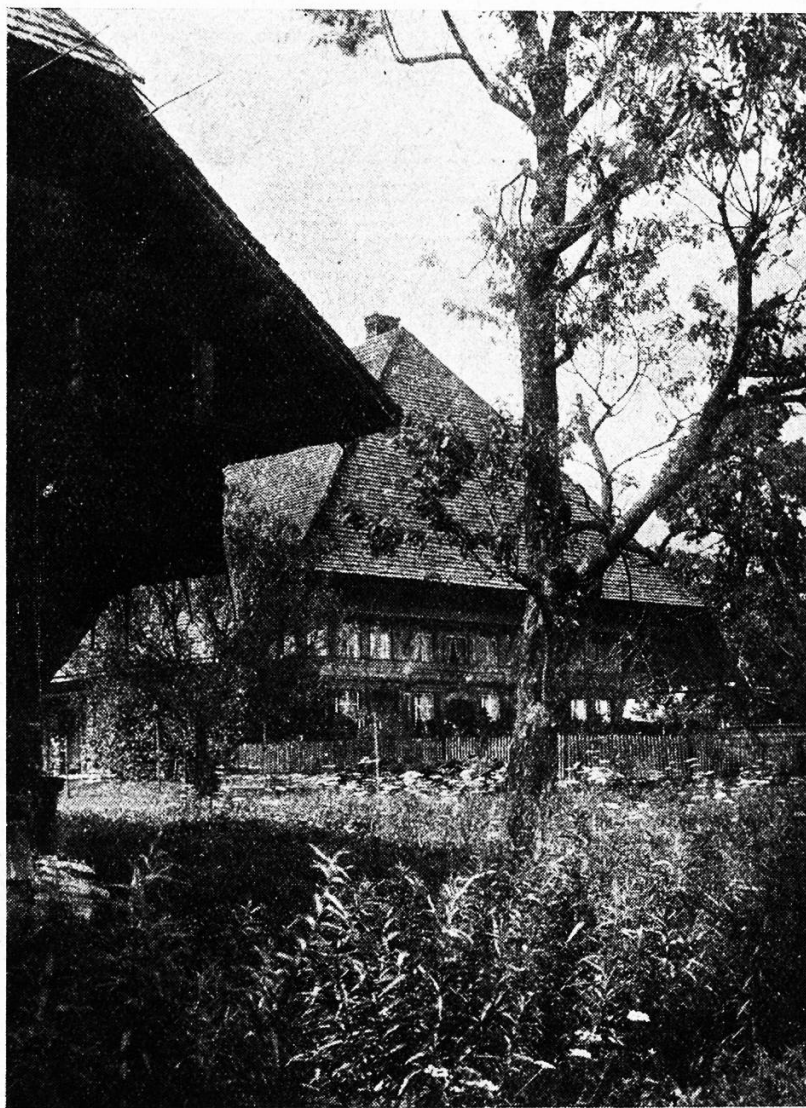


Altes Kloster bei Oberhofen am Thunersee.

noch die treue Hingabe von ehemals, selten auch jenen Eifer, mit dem die Mütter jeden unerwünschten Eingriff ihrer Kinder in die Fülle des stillen Gärtchens abwehrten, gemäß den Worten:

„Mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blum' ab!
Gott machte sie!
Gott ist, wo die Blume ist.“

„Der Garten war der schöne Freund des Hauses, der nützte, indem er erfreute. Er vereinte das Nützliche mit dem Angenehmen; er war der Schauplatz der Erholung von der Last und Mühe des Tages und die freundliche Werkstatt der Hausfrau, wenn sie Sorge trug für den Tisch des Hau-



Typisches Berner Bauernhaus.

ses. An den Garten knüpfte sich die Poesie des Familienlebens: er spendete seine Blumen für die Feste desselben und schmückte mit ihnen die Gräber der Heimgegangenen. Unverdroffen aber arbeitete er auch für den Bedarf des Hauses, mit frischem Gemüse füllte er die Küche und mit duftendem Obst die Kammern. Im trauten Umgang mit der lieblichen Pflanzentwelt, im anheimelnden Garten, sei es arbeitend oder ruhig genießend, fühlte der Mensch sich am freiesten und glücklichsten (Keling und Bonhorst).“

Viele unserer einheimischen Gärten glichen sich in ihrer Einteilung. Ein bester Kreuzweg zer-

legte sie in vier Rechtecke. An den Rändern hin liefen schmälere Wege. Während jene großen inneren Flächen dem Anbau des Gemüses gewidmet waren, zogen sich zwischen Randweg und Hag schmale Streifenbeete hin, die am inneren Rande mit Buchs eingefast waren und lediglich dem Anbau von Gewürzkräutern und alten Blumen dienten. Letztere standen fast ausnahmslos in freundlicher Beziehung zu ihren Pflegerinnen. Als praktische Hausfrauen, welche das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußten, pflanzten unsere Mütter hauptsächlich solche Blumen, die beiden Ansprüchen genügten. Man war einst nicht gewöhnt, die Arzneimittel um teures Geld in der Apotheke zu kaufen

legte sie in vier Rechtecke. An den Rändern hin liefen schmälere Wege. Während jene großen inneren Flächen dem Anbau des Gemüses gewidmet waren, zogen sich zwischen Randweg und Hag schmale Streifenbeete hin, die am inneren Rande mit Buchs eingefast waren und lediglich dem Anbau von Gewürzkräutern und alten Blumen dienten. Letztere standen fast ausnahmslos in freundlicher Beziehung zu ihren Pflegerinnen. Als praktische Hausfrauen, welche das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden wußten, pflanzten unsere Mütter hauptsächlich solche Blumen, die beiden Ansprüchen genügten. Man war einst nicht gewöhnt, die Arzneimittel um teures Geld in der Apotheke zu kaufen

— man hielt sich in allen Leibesnöten an das, was Mutter Natur im blühenden Hausgarten zur Hilfe bereit hielt. Da waren vor allem der Rosmarin, der Lavendel und die Salbei, „Müslü“ genannt, zu finden, die sowohl grün als getrocknet ein beliebtes Gewürz lieferten. Aus Rosmarin, Schweineschmalz, Wachs und Wachholderöl bereitete man die nervenstärkende Rosmarinsalbe; den aus Weißwein und Rosmarinblättern gebrauten Rosmarintwein dagegen hielt man für ein vorzügliches Heilmittel gegen Wassersucht. Im Zürcher Unterland trug einst die Gotte auf dem Taufgang ein Rosmarinsträußchen an der Brust; ebenso pflanzte man den Rosmarin auf die Gräber. Was Kochholz über die Beziehungen des Rosmarins zum aargauischen Volkstum schrieb, gilt sehr wahrscheinlich auch für unser ehemaliges zürcherisches Volkstum: „In der Mitte der Bauerngärten auf dem Kreuzweg steht die Rosmarinstauden in ihrem eigenen, mit Buchs eingefassten Kundell, gleich einem Wächter von erhöhtem Platze über alle anderen Pflanzen des Gartens hinschauend. Sie ist das älteste Familienangehörige unter dieser jungen Pflanzenwelt; sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immer grünen Schossen geschmückt, trat einst der Hofbauer samt seiner Braut zum Traualtar; die Pflanze wird auch einst seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage teilt nämlich die „gelbe Frau“, wie man die Patin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus. Der, welchen das junge Ehepaar empfangen, wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Blumentopf gesetzt und im Frühjahr in den Garten verpflanzt. Dieses Sinnbild ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde; mit einem Rosmarinzweiglein geht es zum Abendmahl. Und wieder erinnert die nämliche Stauden an das Lebensende, stecken doch die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der starke, würzige Geruch, sagt man, stärkte das Gedächtnis der Überlebenden an ihre Heimgegangenen.“ Wegen seiner Beziehung zu den Toten



Das älteste Haus in der Schweiz, das sog. Heidenhaus bei Oberhofen a. Thunersee.

galt es als ein düsteres Vorzeichen, wenn man vom Rosmarin träumte. Deshalb klagte das Volkslied:

Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum.

Den Lavendel mit seinem vierkantigen Stengel und seinen graugrünen Blättern nannte man Kopfschmerzblume, weil man daraus ein Öl bereitete, welches das Kopfschmerz linderte. War die Hausfrau überzeugt, daß einem „grochsenden“ Glied der Familie ein schweißtreibender Tee wieder auf die Beine helfen könnte, so kochte man zu diesem Zwecke die rauhen Blätter der Salbei. Wegen ihres Gehaltes an flüchtigen Ölen wurde sie neben dem Bohnenkraut, dem Majoran und dem Gartenthymian als wertvolle Gewürz- und Arzneipflanze geschätzt. Viele Leute legten die Blätter der Salbei als Lesezeichen in die Bibel oder ins Gesangbuch, dufteten sie doch auch in vertrocknetem Zustande.

Neben Rosmarin, Lavendel und Salbei fristeten auch der Fenchel, die Krampfstillende Kamille und die angenehm duftende Pfefferminze („Pfeffermünz“) in einem stillen Winkel ein unbeschriebenes Dasein. Unentbehrlich war auch der Majoran, der als „Grünkraut“ geschätzt war. Musländische, damals teure Gewürze, kauften die Leute nie; darum pflanzten sie neben Majoran auch den Hopf, im Unterland „Chillejoppe“ geheißten, und die Krausen „Basilien“ als Gewürzkräuter. Diese konnten ja allerdings nur mit sehr bescheidenen Blüthen aufwarten, dafür waren sie äußerst dienstwillig und immer bereit zu helfen am Krankenbett und in der Küche.
(Schluß folgt.)

Luft, Licht und Reinlichkeit — die drei Hauptgebote der Gesundheitspflege.

Von Dr. Arthur Zimmermann.

(Schluß.)

III. Die Reinlichkeit.

Der dritte Grundpfeiler der Hygiene ist die Reinlichkeit. Man darf füglich behaupten, daß sie geradezu ein Kulturmesser eines Volkes ist. Man denke an die Reinlichkeitsbestrebungen und -Einrichtungen der alten Griechen und Römer. Selbstverständlich ist auch unter einem Volke, das die Reinlichkeit als eine lebensbedingende Notwendigkeit in Gesetz und Volksgebrauch erkannt hat, ein individueller Unterschied zu konstatieren. Es gibt Einzelindividuen, denen sie angeboren ist, die unter den primitivsten Verhältnissen stets wie „geschleckt“ erscheinen und andere, die sie zeitlich, trotz alles guten Beispiels der Umgebung, nicht lernen und nicht sich zu eigen machen, und doch ist es im Grunde genommen eine so furchtbar einfache Sache, reinlich zu sein, wenn man nur erst will und man einmal ihre Notwendigkeit erkannt hat. Eines aber ist sicher, und darauf hinzuweisen ständige Pflicht derer, die sich mit Gesundheitspflege befassen, näm-